

DIE KORANISCHE OFFENBARUNG

I) Eigentlich ist der Begriff „Spätantike“ nicht positiv konnotiert. In diesem Begriff klingt nämlich eine *abwertende* Einschätzung mit: Man könnte eben meinen, das wir die *Spätantike* behandeln, also eine Art Niedergangzeit der glanzvollen Antike. Dabei erwies sich gerade die Spätantike als derjenige geschichtliche Abschnitt, der als gemeinsames kulturgeschichtliches Erbe aller drei monotheistischen Religionen angesehen werden kann. In diesem Zeitalter wurde durch die Bekehrung Konstantins zum Christentum das römische Reich mit seinen Institutionen christianisiert und in diesem Zeitalter ist auch der Islam als Weltreligion erschienen. Wir haben es also mit historischen Entwicklungen zu tun, die die Geschichte des Mittelmeerraumes bis heute prägen. Wie wir gleich sehen werden, war auch die arabische Halbinsel Teil einer globalisierten Welt und so konnte auch der Islam bald nach seiner Erscheinung die Kulturleistungen aus den grossen Zivilisationen des Mittelmeerraumes übernehmen. Der Koran kann also durchaus als Buch der Spätantike gesehen werden und darum als Teil unserer eigenen Kulturgeschichte. Dies wollen wir in den nächsten Abenden von näher behandeln. Gleichzeitig werden wir uns in den nächsten Abenden auch fragen, ob und wo mit dem Koran auch Brüche eingetreten sind, die uns auch in der heutigen Zeit voneinander trennen. Wir werden also versuchen den Koran unter beiden Aspekten zu lesen: Unter dem Aspekt des Dialoges und des Einverständnisses mit der jüdischen und christlichen Bibel und unter dem Aspekt der Konfrontation mit ihr.

Um den Koran als Dialog- und Konfrontationsdokument einzuordnen, ist es zuerst notwendig, nochmals auf die Tatsache zurückzukommen, dass die arabische Halbinsel zur Zeit Muhammeds auch die besten Voraussetzungen anbot, um mit den heiligen Schriften des Judentums und des Christentums ins Gespräch zu kommen. Dabei muss man entschieden die früher oft vorausgesetzte Vorstellung zurückweisen, dass die arabische Halbinsel zur Zeit Muhammads eine sowohl landschaftliche als auch kulturelle Einöde gewesen sei, in welcher schriftunkundige Beduinen ihre Existenz zwischen den Oasen befristeten. Bereits der kurze Blick auf die politische Landkarte der Spätantike zeigt eben, dass die arabische Halbinsel zwar peripherisch gelegen war,

dennoch offen und durchlässig für die Kulturen der benachbarten Zivilisationen war. Im Nord-Westen grenzte die arabische Halbinsel an das christliche byzantinische Reich an, das ja in die Nachfolge des römischen Reiches getreten ist. Auch die im Norden der arabischen Halbinsel lebenden Araber-Stämme der Ghasaniden waren bereits Christianisiert. Durch die Vermittlung der Ghassaniden konnten erste christliche Gemeinden auch im Herzland der arabischen Halbinsel eingepflanzt werden. Im Süd-Westen wiederum dehnte sich das ebenfalls christianisierte Reich der Äthiopier aus, die zeitweise ihre Herrschaft bis in den Jemen erstrecken konnten und von dort aus auch die arabische Halbinsel zu christianisieren versuchten. Im Osten hingegen befand sich das mächtige Reich der Sassaniden, deren offizielle Religion zwar der Zoroastrismus war, die den grossen jüdischen und christlichen Minderheiten aber generell Toleranz entgegenbrachten. Kurz vor den arabischen Eroberungen erstreckte sich der politische Einfluss der Sassaniden bis in den Oman, wo sich ebenfalls christliche Gemeinden etablieren konnten. Die arabische Halbinsel war aber nicht nur von Hochkulturen *umgeben*, sondern zeigte auch in ihrem *Inneren* eine lebendige Kulturlandschaft. Die Bergketten, die dem Roten Meer entlang führen, konnten die wenigen Regenwolken aufhalten, sodass sich mitten in der Wüste mehrere Oasenstädte bildeten, die wichtigsten davon waren Medina und Taif. Diese Städte standen im Handel-Austausch sowohl untereinander als auch mit den benachbarten Regionen. Als wichtigste Handelsstadt konnte sich dabei gerade Mekka etablieren und bereits vor dem Islam zum wichtigsten religiösen Zentrum der arabischen Halbinsel entwickeln. Die gesellschaftliche Struktur dieser Region war vor allem durch Beduinen-Stämme geprägt, die aber auch das sesshafte Leben der Städte kannten. Diese waren zumeist Polytheisten und kannten eine Vielzahl an Göttern, deren Verehrung zum Teil durch die Einflüsse früherer semitischen Kulturen bedingt ist. Durch die Handelswege gelangen dabei nicht nur Konsumwaren in die Städte der arabischen Halbinsel, sondern eben auch neue Ideen und religiöse Vorstellungen. Bereits seit früherster Zeit ist Medina von mehreren jüdischen Stämmen bewohnt und auch syrisch-christlich Gemeinden scheinen an mehreren Orten gelebt zu haben. Da man voraussetzen darf,

dass jüdische, christliche und heidnische Gruppen untereinander auch kommunizierten, kann man davon ausgehen, dass biblische Traditionen auch unter nicht Juden und nicht Christen bekannt wurden und dass sich dadurch ein Gepäck an religiösem Wissen bildete, an dem alle Anteil hatten.

Als religiöses Zentrum nahm das Heiligtum in Mekka, die Kaaba, bereits vor dem Islam eine zentrale Bedeutung ein. Gerade die kommerzielle Bedeutung Mekkas machte es möglich, dass hier Menschen aus der ganzen Region hin pilgerten und ihre Riten vollziehen konnten. Die arabische Halbinsel war also zum Zeitpunkt des Auftretens Muhammads eine lebendige kulturelle Landschaft, die sowohl von den monotheistischen Religionen des Judentums und des Christentums als auch von der religiösen und gesellschaftlichen Lebenswelt der arabischen Beduinen-Stämmen geformt war. Die Leistung Muhammads bestand also schliesslich darin, diese vielen Elementen, die das kulturelle und gesellschaftliche Leben der Region prägten, in eine neue Gemeinschaft mit einer eigenen Identität zu integrieren, die in wenigen Jahren zu einem neuen Akteur der Weltgeschichte wurde.

II) Zum einen präsentiert sich der Koran von der Form her in einem ganz anderem Gewand als die Bibel. Ist die Bibel in mehreren Büchern aufgeteilt, die sagen wir mal über einen Zeitraum von 500 Jahren verfasst, gesammelt und kanonisiert wurden, ist der Koran in 114 Suren aufgeteilt, die im Laufe von 23 Jahren zwischen Mekka und Medina entstanden sind. Während dabei die biblischen Bücher jeweils einer anderen Gattung zuzuordnen sind – man kann in der Bibel romanhafte Erzählungen, Prophetische Rede, Lob- und Klagelieder, Spruchliteratur und Briefliteratur ausmachen – könnte man dazu geneigt sein, die 114 Suren des Korans als poetische Texte zu verstehen, gerade angesichts der sich reimenden Sätze und der oft verwendeten Lautmalerei. Tatsächlich ist in der Fachliteratur oft davon die Rede, dass wir es beim Koran mit „Reimprosa“ zu tun haben. Es sind also Texte, die sowohl erzählerischen Stoff oder prophetische Rede überliefern können und dabei mal offenkundiger mal weniger offenkundig in dichterischer Form präsentiert werden. Mit

Ausnahme der ersten Sure sind diese 114 Suren der Länge nach geordnet. Diese Suren werden dabei in mekkanischen und medinischen Suren eingeteilt, je nachdem, ob sie in der Stadt Mekka oder Medina geoffenbart worden sind. Wir werden später nochmals darauf zurückkommen und sehen, dass sich dabei auch wichtige Veränderungen beobachten lassen. Sehr grob kann man an dieser Stelle sagen, dass zuerst – in Mekka – die kürzeren Suren geoffenbart wurden und danach – in Medina – die längeren Suren. Wenn sie also den Koran eher chronologisch lesen wollen, dann ist es also ratsam, den Koran von hinten nach vorne zu lesen, also indem sie bei den kürzeren Suren am Ende anfangen. Ich möchte euch als Beispiel einer kürzeren Sure, die allerersten Verse vorlesen, die nach muslimischer Überlieferung Muhammad vom Erzengel Gabriel im Jahr 610 übermittelt worden sind. Der Überlieferung nach wurden Muhammad diese Verse offenbart, als er sich in einer Höhle in der Nähe von Mekka zurückzog, um Einkehr zu halten:

„Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen. Lies (*iqra*’) im Namen deines Herrn, der erschaffen hat, den Menschen erschaffen hat aus geronnenem Blut. Lies, dein Herr ist der Edelmütigste, der durch das Schreibrohr gelehrt hat, den Menschen gelehrt hat, was er nicht wusste.“

Im Arabischen „Lies“ erkennt man dabei die gleichen Konsonanten wie im Wort *qur’ān*. Darum kann der Begriff „Koran“ auch richtigerweise als „Lesung“ übersetzt werden, dadurch ist aber mit dem Koran noch kein Lesebuch im heutigen Sinne gemeint. Gerade für die antike Vorstellungswelt wohnt im Begriff „Lesen“ auch ein mündlicher Moment inne, insofern Lesen oft „lautes Vortragen“ meint. Die Namen der Suren dienen dabei hauptsächlich der Gedächtnishilfe: Jede Sure wird mit einem bestimmten Namen erkenntlich, durch welchen sie einprägsamer in Erinnerung gerufen werden kann. Die längste Sure trägt zum Beispiel den Namen „die Kuh“ in Anlehnung an die Geschichte des Goldenen Kalbes, die in dieser Sure erzählt wird. Eine andere Sure trägt den Namen „Mariam“, weil sie darin die Geschichte Mariens wiedergibt. In der westlichen Fachliteratur werden die Suren aber mit Nummern

angegeben, um die Orientierung zu vereinfachen. Darum zitiert man z.B. die Sure Mariam ganz nüchtern als „Sure 19“.

Wenn man den Koran überhaupt mit der Bibel vergleichen will, dann empfiehlt es sich, eher an das Buch der Psalmen zu denken. Analog wie im Koran, finden wir auch in den Psalmen ein Zwiegespräch zwischen Mensch und Gott vor. Das Rezitieren der Psalmen prägt bekanntlich bis heute das Stundengebet der Mönche und gerade die gregorianische Musik hat die Psalmen zu einprägsamen Rezitationstexte umgestaltet. Auch im reformierten Gottesdienst „lesen“ wir die Psalmen nicht einfach ab, sondern wir beten damit. Dank dem Genfer Psalter haben wir zudem die Möglichkeit, die Psalmen auch musikalisch zu rezitieren. Wer bereits in einem muslimischen Land auch nur für kürzere Zeit gelebt hat, kennt es dabei aus eigener Erfahrung im Taxi oder im Bus, dass der Koran vor allem gesungen wird. Wenn man es ein wenig salopp sagen will, ist der Koran kein Lesebuch sondern eine Gesangspartitur.

Auch die *Weitergabe* des Korans geschah zuerst mündlich, vor allem dank der auswendig vorgetragenen Rezitation. Es gab zwar wohl schon während des Lebens Muhammads Versuche, den Koran schriftlich festzuhalten, diese Schriften hatten aber vor allem die Funktion von Gedächtnisstützen, also ähnlich wie Notizblätter, die dem Vortragenden beim Vortrag unterstützen. Darum konnte auch jede mögliche Schriftgrundlage erhalten, sei es Pergament, Palmenblätter oder sogar Tierknochen. Es wurde aber nach dem Tod Muhammads unabdingbar, gerade um die Einheit der muslimischen Gemeinde nicht zu gefährden, einen einheitlichen und für alle verbindlichen Konsonantentext zu bestimmen, an dem sich alle halten sollen. Aus diesem Grund wurde bereits 20 Jahren nach dem Tod des Propheten unter Aufsicht des Kalifen Uthmans der Konsonantentext ein für alle Mal kanonisiert. Darin waren aber noch nicht die Vokale bestimmt. Nun funktioniert die arabische Sprache so, dass aber unterschiedliche Vokale auch unterschiedliche Bedeutungen hervorbringen können, weshalb weiterhin mehrere Interpretationen möglich blieben. Bis zu 14 unterschiedlichen Lesarten konnten sich in den folgenden Jahrhunderten bilden, die allesamt gleichsam anerkannt wurden. Die allermeisten modernen Koran Ausgaben

geben heute aber diejenige Lesart wieder, die 1924 von der al-Azhar Universität gedruckt wurde.

Ein anderer Unterschied, auf den man bei der Lektüre des Korans aufmerksam wird, ist die oft anzutreffende Behauptung, dass der Koran „hinabgesandt“ worden sei. In einer der bekanntesten Sure des gesamten Korans heisst es zum Beispiel:

Sure 97: „Wir haben ihn (den Koran) in der Nacht der Bestimmung hinabgesandt (*anzalnā-hu*). Woher sollst du wissen, was die Nacht der Bestimmung ist? Die Nacht der Bestimmung ist besser als tausend Monate. Die Engel und der Geist kommen in ihr mit der Erlaubnis ihres Herrn herab mit jedem Anliegen. Voller Frieden ist sie bis zum Aufgang der Morgenröte.“

Die Metaphorik des Herabsendens wird im Christentum bekanntlich nicht auf die Bibel angewendet, sondern auf Jesus Christus selber, der vom Himmel hinabgesandt worden ist. Es ist dabei kein Zufall, dass die arabischen Christen dasselbe Verb *nazala* benutzen, wenn sie, wenn sie im Glaubensbekenntnis beten, dass der Sohn vom Himmel hinabgestiegen sei und Mensch wurde. Dennoch müssen wir uns davor hüten zu behaupten, dass der Koran nur ein Monolog von oben nach unten sei. Immer wieder lässt der Koran durchblicken, dass die prophetische Rede Muhammads in dialogischen Szenen eingebettet war und also einen Kommunikationspartner voraussetzte, und zwar die Gemeinde um Muhammad selber. Das ist auch ein Grund, weshalb der Koran an anderer Stelle behauptet, dass er nicht auf einmal, sondern *Stückweise* offenbart worden sei und zwar oft im Zusammenhang von aktuellen Auseinandersetzungen, in die der Prophet verwickelt wurde. Diese Auseinandersetzungen kann man an vielen Stellen widererkennen, vor allem dort, wo sich ein bestimmtes dialogisches Muster wiederholt: „Die Leuten sagen....du aber sage...“. Als Beispiel unter viele lesen wir in Sure 18 (v. 83): „Und sie fragen dich nach dem mit den zwei Hörnern. Sprich: Ich werde euch eine Geschichte über ihn vortragen.“ An diesem und an vielen weiteren solcher Beispiele erkennt man, dass die Suren nicht einfach monologische Anreden festhalten, sondern Gesprächssituationen zwischen Muhammad und seiner Gemeinde

wiedergeben und darum den heutigen Leser indirekt auffordert, die koranische Suren auch historisch zu kontextualisieren.

Und zuletzt sind auch immer wieder Unterschiede in Bezug auf den Inhalt sichtbar. Oft hat man beim Lesen des Korans den Eindruck, dass sich auch in einer kurzen Sure viele Themen abwechseln und dass sich andere Themen über mehrere Suren wiederholen. Auch die biblischen Erzählungen können uns vielleicht vor Schwierigkeiten bringen. Oft spielt der Koran nur ganz kurz oder zwischen den Zeilen auf biblische Erzählungen an. Hinzu kommt die Tatsache, dass der Koran die biblischen Erzählungen mit neuen Elementen verziert, die aus der apokryphen Literatur stammen und einem heutigen Bibelleser darum nicht mehr vertraut vorkommen. Wir werden dies nächste Woche am Beispiel der Geschichte Marias dies von näher sehen können.

Am schwierigsten ist es aber, im Koran Hinweise und Notizen zum Leben Muhammads selber zu finden. Wie wir sehen werden, wurden erst nachträglich Biographien über ihn geschrieben. Es ist dabei nicht so, dass diese Biographien das Leben Muhammads nun frei erfinden würden, da diese aber eine spätere Perspektive einnehmen ist es ratsam, einen separaten Abend dafür einzuplanen.

III) Auch wenn sich also innerhalb der Suren die Themen stark durchmischen, kann man aber dennoch gewisse thematische Schwerpunkte erkennen, die sich mit der Zeit verschieben. Die Suren aus der frühmekkanischen Zeit zeichnen sich vor allem durch die Ankündigung des letzten Gerichtes aus, in dem Gott die Frommen belohnen und die Übeltäter bestrafen wird. Ein anderes Hauptthema, das seit den frühesten Suren auffällt, ist die Kritik des Götzendienstes der heidnischen Bewohner Mekkas. Ähnlich aber wie die Propheten des Alten Testaments beschränkt sich der Koran dabei nicht auf die Kritik an die religiösen Praktiken der Zeitgenossen, sondern stellt auch die soziale Ungerechtigkeit und der opulente Reichtum der Beduinen an den Pranger. Dagegen ruft der Koran auf, die Einheit Gottes anzuerkennen und für die Armen und Randständigen zu sorgen. Angesprochen werden dabei in den mekkanischen Suren meistens die heidnischen Bewohner Mekkas und darum die altarabische Kultur

überhaupt. Die innige Verbindung mit der altarabischen Kultur zeigt sich aber nicht nur in der Kritik des Polytheismus und der verschwenderischen und prahlerischen Lebensführung ihrer Einwohner, sondern auch in der Hervorhebung, dass der Koran in arabischer Sprache geoffenbart wurde.

„Und so haben Wir dir einen arabischen Koran offenbart, damit du die Mutter der Städte und die Menschen in ihrer Umgebung warnest, und damit du vor dem Tag der Versammlung warnest; an ihm ist kein Zweifel möglich.“ (Sure 42, 7)

Im Koran besitzen wir überhaupt das früheste schriftliche Zeugnis arabischer Literatur. Erste Bibelübersetzungen auf Arabisch sind bekanntlich erst ab dem 9. Jh. bekannt, also aus deutlich späterer Zeit. Man kann also den Koran als eine Art kulturelle Revolution bezeichnen, insofern die arabische Kultur erst mit dem Koran zu einer schriftlichen Kultur wurde. Das bedeutet nicht, dass die beduinischen Stämme der arabischen Halbinsel nicht schreiben und lesen konnten. Das Schreiben war aber lediglich auf die Erstellung von Verträgen und kürzeren Inschriften beschränkt. Ansonsten kann man durchaus behaupten, dass die kollektive Erinnerung vor allem mündlich überliefert wurde, in erster Linie durch die Dichtkunst. Es waren vor allem mündlich überlieferte Gedichte, in denen die Weltanschauung der beduinischen Stämme sichtbar gemacht wurde und in denen man also auch die moralischen Werte der Gesellschaft tradierte. Und es war darum auch in der Form der Dichtung, in welcher der Koran die Weltanschauung der Mekkaner herausforderte und kritisierte. Daher ist es auch nicht erstaunlich, dass sich Muhammad bereits früh mit dem Vorwurf konfrontiert sah, wonach er die vorgetragenen Reden von sich ausgedichtet hat oder wie die Dichter von den Geistern inspiriert wurde:

„Oder sagen sie: „Er hat ihn (den Koran) erdichtet“? Sprich: „Dann bringt zehn Suren bei, die ihm gleich wären und die erdichtet sind, und ruft, wen ihr könnt, anstelle Gottes, so ihr die Wahrheit sagt“ (Sure 11, 13)

Muhammad reagiert also auf den Vorwurf, bloße Dichtung hervorzubringen, mit der Herausforderung an seine Gegner, selber eine gleichwertige Sure zu produzieren. Dass

zum Verständnis des Korans aber auch die Vorstellungswelt der vorislamischen Dichtung herangezogen werden kann, zeigt aber gerade die nächste Sure 53 (vv. 1-4):

„Beim Stern, wenn er fällt! Euer Gefährte (Muhammad) geht nicht irre und ist nicht einem Irrtum erlegen, und er redet nicht aus eigener Neigung. Das, was er euch übermittelt, ist nichts anderes als eine Eingebung (*wahy*), die ihm eingegeben wurde.“

In der vorislamischen Dichtung ist mit dem Begriff *wahy* eigentlich eine unlesbare Inschrift auf einem Felsen gemeint, die den Dichter an die Vergänglichkeit der Zeit erinnert. In den Einleitungsversen altarabischer Gedichte werden diese unleserlichen Inschriften unter anderem mit verlassenen Lagerstädten verglichen, um über die Vergänglichkeit der menschlichen Kultur nachzudenken. Ruinenstädte, also Zeugen von vergangenem Reichtum und Glanz, stehen nun verlassen in der einsamen Wüste wie eine unleserliche Schrift auf einem Felsen. Wenn es im oben angegebenen Vers also heisst, dass der Koran *wahy* (Eingebung) ist, dann will der Koran dadurch gerade das Gegenteil zum Ausdruck bringen, was in der altarabischen Dichtung gemeint ist: Der Koran ist keine unverständliche, sondern eine klare Rede, die Klarheit über den Sinn und Ziel der Zeit und der Schöpfung gibt. Besonders Angelika Neuwirth hebt dabei hervor, dass der Koran dem Kulturpessimismus der altarabischen Dichtung entgegentritt und dagegenhält, dass die Schöpfung als Manifestation des Schöpfers einen Sinn und eine Zielrichtung hat. Das Buch der Natur wird in anderen Worten dank dem Koran verständlich, lesbar und als Schöpfung Gottes erkennbar. Das manifestiert sich auch in der literarischen Komposition des Korans. Die Ordnung und Schönheit der Schöpfung soll sich in der Ordnung und Schönheit der koranischen Sprache widerspiegeln. Die Begegnung mit dem Koran soll für die Gläubigen also auch ein ästhetischer Moment innehaben.

Man kann also feststellen, dass der Koran in Inhalt, Form und Sprache eine radikale Kritik an die altarabische Kultur der Zeit Muhammads ausübt. Diese radikale Kritik hat natürlich auch zum Konflikt und Verfolgung geführt, weshalb Muhammad und seine immer grösser werdende Gemeinde im Jahr 622 schliesslich auch zur Auswanderung (*hiğra*) nach Medina gezwungen wurde. Mit diesem Ereignis verbindet

man im Islam bis heute die entscheidende Wende in der Geschichte der frühen muslimischen Gemeinde, die sogar zum Anfangspunkt der muslimischen Zeitrechnung wurde. In Medina trafen die Muslime auch auf eine ganz neue Umgebung an. Medina war im Gegensatz zu Mekka vor allem durch eine starke jüdische Präsenz geprägt. Muhammad verstand es in dieser neuen Umgebung schnell, zwischen den unterschiedlichen Stämmen zu vermitteln und mit seinen Nachfolgern die dominante gesellschaftliche und politische Gruppe zu stellen. Nun war die muslimische Gemeinde keine verfolgte Gemeinde mehr, sondern konnte selbst das politische Leben der Stadt mitbestimmen. Das ging aber nicht ohne Konflikte mit der dort ansässigen jüdischen Gemeinde. Vor allem die medinischen Suren präsentieren sich darum oft als Textkompositionen, die die biblischen Geschichten oft zum Ausgangspunkt von längeren Predigten und Mahnungen machen, oft in offener Auseinandersetzung mit den monotheistischen Vorgängerreligionen.

IV) Damit ist nun auch der zweite Leitfaden angesprochen, der die koranische Verkündigung durchzieht, nämlich die Rückbesinnung auf die biblische Tradition. Wie und wo Muhammad zum ersten Mal mit dem Christentum und dem Judentum in Verbindung kam, ist aus dem Koran selber nicht näher bestimmbar. Jedenfalls kann gerade die ganz am Anfang präsentierte Kulturlandschaft der altarabischen Halbinsel klarmachen, dass Christentum und Judentum keine Fremdkörper waren und dass die mit der Bibel verbundenen Erzählungen auch bekannt gewesen sein dürften. Hinweise auf biblische Traditionen lassen sich jedenfalls seit den frühesten Suren nachweisen. Wir finden schon sehr früh Andeutungen auf Jesus oder auch Moses. Wie vorher schon angedeutet, handelt es sich dabei oft um versteckte Anspielungen, die zeigen, dass die Zuhörer diese biblischen Figuren bereits kannten.

Oft ist es die Sprache selber, die uns an die biblische Sprache erinnert, oft gerade an die Sprache der Psalmen. Das gilt bereits für Sure 1, die in mekkanischer Zeit entstanden ist und die wegen ihrer Positionierung am Anfang des Korans als „Eröffnungssure“ genannt wird.

„Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen. Lob sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Erbarmer, dem Barmherzigen, der Verfügungsgewalt besitzt über den Tag des Gerichtes! Dir dienen wir, und Dich bitten wir um Hilfe. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, die Du begnadet hast, die nicht dem Zorn verfallen und nicht irregehen.“

Beide Texte haben sozusagen die Funktion den Koran und das Buch der Psalmen einzuführen. Darum sind in Sure 1 und in Psalm 1 auch bereits die wichtigsten Themen zusammengefasst, auf die der Leser immer wieder stossen wird. Was Sure 1 mit Psalm 1 besonders verbindet, ist die Metaphorik des Gehens und des Wandelns. „Führe uns den geraden Weg“ heisst es im Koran. „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen“ heisst es im Psalm. Das jüdische Gesetz, auch *halakha* genannt, bedeutet letztendlich gerade den zu gehenden Weg. Auch das arabische Wort *sharia* meint letztendlich den von Gottes Geboten umsteckten Weg, den man gehen soll, um im Gericht zu bestehen. Ein Unterschied ist aber dennoch hervorzuheben. Im Buch der Psalmen soll – ähnlich wie auch in anderen Stellen der jüdischen Bibel – die Freude am Gesetz Gottes Ziel und Grund des guten Handelns sein.

Werden biblische Traditionen seit den frühesten Suren sichtbar, braucht es aber eine gewisse Zeit, bis im Koran auch darüber nachgedacht wird, wie sich die koranische Offenbarung mit der jüdischen und christlichen Bibel verhält. Man begegnet ab einem gewissen Zeitpunkt die Vorstellung, dass der Koran eine Abschrift eines im Himmel aufbewahrten Buches sei, aus dessen Vorlage bereits alle früheren prophetischen Offenbarungen ergangen seien. So heisst es in einer bekannten Passage aus Sure 41 (vv.2-3):

„Herabsendung vom Barmherzigen Erbarmer, eine Schrift (*kitāb*), deren Zeichen klar dargelegt wurden als arabische Lesung (*qur'ānan 'arabīyan*), für Leute, die Verständig sind.“

Die Begriffe *kitāb* und *qur'ān* sind dabei nicht deckungsgleich. Während man mit *kitāb* eben das von Ewigkeit her im Himmel aufbewahrte Buch meint, meint man mit dem

Koran eine irdische Manifestationen dieses himmlischen Buches, in arabischer Sprache eben. Wie bereits die früheren prophetischen Offenbarungen, wurde auch der Koran in einem spezifischen Kontext offenbart und war darum den Bedürfnissen der Empfänger angepasst. Die vielleicht bekanntesten Verse, in denen diese Sukzession reflektiert wird, befinden sich in Sure 5, einer Sure aus medinischer Zeit:

„Wir haben die Tora hinabgesandt, in der Rechtleitung und Licht enthalten sind, damit die Propheten, die gottergeben waren, für die, die Juden sind, danach urteilen, und so auch die Rabbiner und die Gelehrten, aufgrund dessen, was ihnen vom Buche Gottes anvertraut wurde [...]. Und Wir liessen nach ihnen Jesus, den Sohn Marias, folgen, damit er bestätige, was von der Tora vor ihm vorhanden war. Und Wir liessen ihm das Evangelium zukommen, das Rechtleitung und Licht enthält und das bestätigt, was von der Tora vor ihm vorhanden war, und als Rechtleitung und Ermahnung für die Gottesfürchtigen. Die Leute des Evangeliums sollen nach dem urteilen, was Gott darin herabgesandt hat. [...]. Und Wir haben zu dir das Buch mit der Wahrheit herabgesandt, damit es bestätige, was vom Buch vor ihm vorhanden war, und alles, was darin steht, fest in der Hand habe. Urteile nun zwischen ihnen, was Gott herabgesandt hat [...]. Für jeden von euch haben wir eine Richtung und einen Weg festgelegt. Und wenn Gott gewollt hätte, hätte er euch zu einer Gemeinschaft gemacht. Doch will er euch prüfen in dem, was er euch hat zukommen lassen. So eilt zum Guten um die Wette. Zu Gott werdet ihr allesamt zurückkehren, dann wird er euch kundtun, worüber ihr uneins waret“ (Sure 5, 44-48).

Wie gerade aus den letzten Zeilen hervorgeht, versteht sich der Koran dabei nicht unbedingt als Ersatz für die vorher ergangenen Offenbarungen. Jeder Gemeinschaft soll weiterhin das Recht zugesprochen werden, ihr Leben nach den ihnen offenbarten Schriften zu regeln. Als Christen kann uns dabei seltsam vorkommen, dass das Evangelium als Buch dargestellt wird, das Jesus herabgesandt worden sei und quasi die Funktion eines Gesetzesbuch haben kann. Auch die Verkürzung der hebräischen Bibel auf die Tora mag erstaunen. Dennoch erkennt man auch so eine grundsätzliche Wertschätzung für die Schriften dieser zwei Religionsgemeinschaften. Diese

Wertschätzung zeigt sich auch darin, dass die Juden und Christen vom Koran öfters als „Völker der Schrift“ bezeichnet werden, was unter anderem ermöglicht hat, dass christliche und jüdische Minderheiten unter islamischer Herrschaft in der Regel sich frei entfalten konnten, natürlich unter Wahrung von gewissen von oben diktierten Einschränkungen. Erst später formulierten muslimische Theologen dann die Lehre der Verfälschung und daher auch der Minderwertigkeit der Bibel.

Besonders in Mekka fühlte man sich also als verbündete der Juden und Christen, insofern man ihr monotheistisches Glaubensbekenntnis und ihr biblisches Erbe teilte. Die Verbundenheit mit dem monotheistischen Glaubensbekenntnis besonders der Juden kommt zum Beispiel in der bekannten Sure 112 zum Ausdruck:

„Sprich: „Es ist Gott, ein Einziger (*aḥad*), Gott, der Undurchdringliche. Er hat nicht gezeugt, und er ist nicht gezeugt worden, und niemand ist ihm ebenbürtig“

In diesem Bekenntnis zur Einheit Gottes wird die heidnische Vorstellung zurückgewiesen, wonach Gott zeugen könne oder sogar gezeugt werden kann. Vielleicht klingt hier auch bereits eine Kritik an die christliche Vorstellung der Gottessohnschaft Jesu an. Was aber in der ersten Zeile auffällt, ist die Nähe zum jüdischen Glaubensbekenntnis, das wir aus dem Shema Israel kennen:

„Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist ein Gott“ *Shəma jisrael adonai elohenu adonai echad* (יהוה אחד)“ (Deuteronomium 6,4)

Das Arabische *aḥad* fällt im koranischen Text besonders auf, da die arabische Grammatik an dieser Stelle verlangt, dass im Satz *wāḥid* und nicht *aḥad* stehen müsste. Dass nun aber der koranische Text *aḥad* benutzt, könnte auch damit zu tun haben, dass eben das hebräische Glaubensbekenntnis mit seinem *echad* mitklingen soll. Ein weiteres ausdrucksstarkes Zeichen dieser Verbundenheit mit den monotheistischen Religionen war aber vor allem die Tatsache, dass die Muslime in Mekka Richtung Jerusalem beteten. Das Heilige Land, wie es vom Koran selber genannt wird, das Land

also, in dem Abraham und Mose wirkten, wurde für die junge muslimische Gemeinde zum gemeinsamen Erinnerungsort mit den Juden und Christen.

Erst in Medina kam es, wie vorher schon angetönt, auch zum politischen Konflikt mit den Christen und vor allem mit den Juden. Diese entscheidende Wende wird auch in der Art erkennbar, wie die medinischen Suren nun mit den biblischen Geschichten umgehen. In den mekkanischen Suren hatten die Erzählungen über Abraham, Moses oder Maria vor allem erbaulichen Charakter, sie boten also Beispiele von gottesfürchtigen Menschen an, die ihr Schicksal ganz Gott anvertrauten. In den medinischen Suren hingegen werden diese Erzählungen mehr und mehr dazu verwendet, den jüdischen Anspruch auf Erwählung zu kritisieren oder um gegen die christliche Vorstellung der Gottessohnschaft zu polemisieren. Mit Angelika Neuwirth kann man also formulieren, dass in Medina eine Politisierung der biblischen Geschichte stattgefunden hat. Die Geschichte Marias, über die wir nächste Woche mehr hören werden, ist ein gutes Beispiel dafür. Da man sich in Medina nun zu einer politischen Gemeinde mit einer klar abgrenzbaren Identität bilden konnte, vermehren sich in den medinischen Suren auch Texte, die vor allem aus Gesetzesbestimmungen oder rituellen Anweisungen bestehen. Die symbolisch bedeutendste rituelle Änderung, die man in Medina vorgenommen hat, ist die Änderung der Gebetsrichtung Richtung Mekka, also, nicht mehr Richtung Jerusalem. Wie der Koran selber zu erkennen gibt, brachte auch diese rituelle Änderung neue Auseinandersetzungen mit sich:

„Die Toren unter den Menschen werden sagen: „Was hat sie von der Gebetsrichtung abgebracht, die sie bisher eingehalten haben?“ Sprich: „Gottes ist der Osten und der Westen. Er führt, wen Er will zu einem geraden Weg.““ (Sure 2, 142)

In Medina wurde dabei vor allem Abraham die Identifikationsfigur, auf die sich die muslimische Gemeinde besinnen konnte. Abraham wird dabei als Begründer der Kaaba, also des Heiligtums in Mekka präsentiert. Anstelle Isaaks tritt nun aber Ismael auf und unterstützt Abraham bei der Aufrichtung des Gottesdienstes an der Kaaba. Es ist kein Zufall, dass dabei vor allem Abraham diese Rolle einnahm. Gerade auf

Abraham konnte Muhammad verweisen, wenn die Juden und Christen ihm das Recht strittig machten, die biblischen Propheten überhaupt für seine Verkündigung zu beanspruchen. Abraham aber – so die Antwort des Korans – glaubte bereits bevor die Tora und Evangelium offenbart wurden und war darum weder Jude noch Christ und glaubte dennoch an Gott:

„O ihr Völker des Buches, warum streitet ihr über Abraham, wo doch die Tora und das Evangelium erst nach ihm herabgesendet wurden? Habt ihr denn keinen Verstand? [...] Abraham war weder Jude noch Christ, sondern er war ein Gottesergebener aus den Völkern und er war (dennoch) kein Polytheist.“ (Sure 3, 65-67)

Wie Abraham war auch Muhammad und seine Gemeinde aus den Völkern berufen, sie waren also weder Christen noch Juden und konnten dennoch für sich den Glauben an den einen Gott reklamieren. Das spannende an dieser Argumentation ist paradoxerweise gerade die Tatsache, dass hier ein paulinisches Denkmuster aufgegriffen wird. Bekanntlich argumentiert Paulus im Galaterbrief auf analoge Weise, wenn er schreibt: „Die aus dem *Glauben* sind, das sind Abrahams Kinder“ (Gal 3, 7) und ähnlich wie die gerade zitierten Surenverse argumentiert auch Paulus im Römerbrief, dass der Glaube Abraham noch vor der Beschneidung zur Gerechtigkeit angerechnet wurde. Auch der Koran erhebt also auf seine eigene Art einen Anspruch auf das Recht, die Gerechtigkeit, die Abraham im Glauben ergangen ist, auch für die muslimische Gemeinde gelten zu lassen.